

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

206 (7.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Hundefriedhof von Asnières

„Es möchte kein Hund so länger leben!“ Dieser faustische Stoßseufzer, denn der Hund als Arbeitsgenosse oder als Seelenfreund und „Herabläßchen“ vereintemter Menschen kann sich selten über ein schlechteres Leben beklagen als sein jeweiliger Herr — und nicht nur das, auch das Sterben und Begrabenwerden dieser „Herabläßchen“ könnte manchen Menschen mit Leid erfüllen, namentlich solche, die noch vom Grabe aus Eindruck auf die Mitwelt machen möchten — und es soll deren etliche geben.

Schopenhauer, der angeblich die Menschen haßte, sah seine Studierstube mit Hundeporritzen ausgestattete und seinen Knecht, den tüpischen Gelehrtenbund der Goethezeit, unter postleichen Schutz stellen ließ, würde das Herz im Leibe lachen ob der neuesten Erfindung: des Hundefriedhofs vereinselten Gräbern treuer „Herzen auf vier Pfoten“, die aufgehört haben zu schlagen, ist man schon dann und wann begegnet. Aber gleich einer Aeneas von Hundeleichen — nein — und was für einer Aeneas!

Gewiß hat Berlin schon seinen Hundefriedhof draußen unter den Wipfeln des Grunewaldes. Er ist anspruchslos und wenn man will, rührend. Aber bei Asnières, unweit von Paris, auf einer wunderschönen vormaligen Seinemel, befindet sich eine wahre Hundeleichenstadt. Mit Konfessionen von drei bis dreißig Jahren, einstufigen Grabgewölben, mehr oder weniger schönen Denkmälern und oft sogar gemeinsamen Gräbern. Wenn auch der Artikel 5 der Friedhofsordnung von Asnières folgendes beleiht: „Alle religiösen Sinnbilder und alle Denkmäler, welche die Form menschlicher Grabstätten verwenden, sind auf dem Friedhof durchwegs verboten.“ so bemerkt doch der Inhalt mancher Grabinschriften das Gegenteil. Zum Beispiel folgende: „Wenn Deine Seele, o Sappho, nicht die meine begleitet, so teure und edle Freundin, zu den unbekannten Orien, so mag ich keinen Himmel! Ich will — o möchte solches geschehen! — mich schlafen legen wie Du, ohn' Erwachen und für immer.“ Ein Kurzsichtiger, der nicht imstande wäre, die Inschriften zu entsiffern, könnte allenfalls denken, sich auf einem absonderlichen, äußerst bizarren heidnischen Friedhof zu befinden, denn keine ertaueten Augen sehen dort ebensolche Inschriften wie groteske Grabmäler, die zum Teil weder für Generale demütigend noch für Millionäre zu armelig wären.

Der immer wiederkehrende Refrain der Betrauerungen — „Ich werde Dich stets beweinen und werde Dich niemals erlösen!“ — ähnliches mehr — ermüdet schließlich den Besucher. Was laßt man etwa zu folgender Blütenlese von Grabinschriften?

„Mein Bonnetchen — beschütze immer Dein Brauch!“
„Al! — zu auf was Du fürs Leben!“
„Dad — zu sehr hat er uns geliebt, und daher konnte er nicht am Leben bleiben!“

Vielleicht war dieser Dad eine englische Bulldogge — ein echter Gentleman von bester Reputation!

„Linda — gestorben aus Unähnlichkeit, Treue, Intelligenz und Originalität!“

Vielleicht war diese Linda — das Herporheben der Intelligenz deutet darauf hin — aus dem Geschlecht der Airedale-Terrier.

„Auf Deinem Körper wird der Frühling Rosen entblättern!“
Wahlich, das hier ein russisches Windspiel, schlank, schmalhüftig und mit seidener Schleife am Halsband rubt.

Den Höhepunkt der Sentimentalität und des Mißbehagens des dokumentiert die Inschrift: „Mimiden — ihr Mamaschen — ihrem Köcherhalschen!“ Welches Exemplar einer Sympetrisin mag sich diese Inschrift von ihrem verstorbenen Herzen gerissen haben! Man kann sich da so recht einen aristokratischen Schönhund, etwa einen Retriever, vorstellen, der sich in der undurchsichtigen Haltung gefällt, wie sie heidnische Göttinnen, denen man Opfer darbringt, zu haben pflegen, oder auch einen asthmatischen Mops, dessen Augen apoplektisch hervorstecken.

Ein bombastisches Monument — man könnte es für das eines Staatsmannes halten — zeichnet sich durch ein solches Säulenkapitäl und ein Wappen aus, auf dem in Goldbuchstaben der Name eines Hundes eingegraben ist. Vielleicht ruht hier ein forreter Pudel mit Löwenmähne, Schnurrbart, Manichetten an den Beinen und einem Bononischmann. Schopenhauer, Jean Pauls und Fausts „unsterblichen Pudel“ hätte man ja allenfalls einen Grabstein gegönnt, wie er sich von einem Hunde von hoher Intelligenz und Treue, der den Menschen ein wirklicher Freund war, ausnimmt.

Aber diese Retrospektive der Hunde mit ihren Grafentzen und Denkmälern, welche die Erkennungszeichen für mehrere Familien gefolgt haben, sind ein Skandal. Die meisten Grabsteine sind auch noch mit Photos der verstorbenen Hunde besetzt. Schön sind sie nicht. Im tiefsten Winter werden kostbare Blumensträuße auf die

Hundearaber getragen; wie anzunehmen ist, von Menschen, die für verarmte Artgenossen nur widerwillig einen Pfennig hergeben. Interessant wäre es, einmal einer Beerdigung erster Klasse bei-zuwohnen, mit Trauerkleidern, Kränzen, Tränen und dem eventuellen salbungsvollen Nachruf eines verzweifelten Hinterbliebenen. Eigentlich merkwürdig ist es, daß dieser Friedhof noch keine Kapelle hat, in der ein Hundeleichner seinen Sermon macht. Da hätte ich beinahe noch vergessen, daß die Friedhofsordnung auch einen Artikel 9 hat. Der lautet: „Jeder Kasten, der ein totes Tier enthält, wird bei seinem Eintrag auf dem Friedhof sogleich geschlossen.“ Ein Zorniker hat gemeint, daß dieser Artikel in weißer Vorhaut den Fall in Erwägung ziehe, irgend eine reiche Kolonne könnte hier vielleicht ihren Vater vercharren lassen. . . .
Marie-Luise Benniger.

12 Millionen schwarze Amerikaner. Ueber das Wachstumsverhältnis der verschiedenen in den Vereinigten Staaten lebenden Rassen wurden von Volkszählungsbüro in Washington interessante Zahlen veröffentlicht. Danach vermehrte sich die Negers Bevölkerung seit 1920 um 14,8 v. H., die weiße Bevölkerung aber nur um 13,6 v. H. Wenn man bedenkt, daß dem Wachstum der weißen Bevölkerung die Einwanderung in den letzten zehn Jahren eine außerordentliche Rolle spielte, ein Faktum, der jetzt keine mehr in diesem Maße ins Gewicht fällt, dann geben diese Zahlen zu denken. Bei der nächsten Volkszählung 1940 werden sich die Negers wahrscheinlich um ein Vielfaches der Weißen vermehrt haben. Die gesamte weiße Bevölkerung betrug 1930 108,8 Millionen, die schwarze 11,8 Millionen. Die Zahl der Amerikaner wird für 1930 mit 322.000 angegeben.

Die „Todesstrahlen“ von Lindenberg

Besuch bei Kurt Schimkus

Die einsie Wirkung, welche die sogenannten „Todesstrahlen“ bisher hatten, war eine unheilvolle Verwirrung in vielen Köpfen. Was früheren Zeiten Vergeßung mobilis und Goldmaderie bedeutet, das ist für die Nachkriegsgeneration der Begriff der Todesstrahlen. Man kann diesem Gedanken einen gewissen phantastischen Reiz nicht absprechen.

Die unsichtbaren Todesstrahlen, deren endgültige Erfindung umindekt alle paar Jahre gemeldet wurde, präsent in drei Hauptformen aufzutreten.

Fernurschluß und andere Experimente

Die erste Form soll die Zündung von Motoren beeinflussen. Kurze Wellen, die den Luftweg ionisieren, sind tatsächlich imstande, „Fernurschluß“ an der Zündkerze eines Motors zu bewirken. Die praktische Durchführbarkeit solcher Experimente scheitert jedoch an zwei Hindernissen: an der Unmöglichkeit, einen Fernurschluß aus einer Entfernung von mehr als einem Meterbruchteil herbeizuführen, sowie an der Tatsache, daß es für den Techniker eine Kleinigkeit ist, den Motor mit einer wellenundurchlässigen Umhüllung zu umgeben, wie es bei fast allen Großflugszeugen zum Schutz gegen Radiomannschaftsörungen geschieht.

Die zweite Form der Todesstrahlen soll angeblich biologische Wirkungen ausüben. Versuche, die u. a. Graf Arco durchführte, brachten den Beweis, daß sich bei Lebewesen, die allerdings in einen Elektrofeld gelehrt werden müßten, auf ganz kurze Entfernungen innere Verbrennungen zeigen, wenn man Strahlen von 8-10 Metern Frequenz auf sie richtet. Die Frage, ob es tatsächlich eine elektrische Beeinflussung des menschlichen Körpers gibt, ist heute noch völlig ungeklärt.

Die dritte Form will Fernzündung von Explosivstoffen herbeiführen. Die von englischen und italienischen Staat im Jahre 1924 geförderten Versuche von Grindel-Matthews erregten anfangs Genugtuung und erregten damit, daß man den Erfinder, als er die Erwartungen nicht erfüllte, als Schwindler bezeichnete. Seitdem hörte man nichts mehr von derartigen Experimenten.

Wie wieder Bombentest?

Erst jetzt wieder macht ein junger Erfinder von sich reden, der in Lindenberg, einem kleinen Ort bei Berlin, ein Laboratorium besitzt und im Anpruch darauf erhebt, das Problem der Fernzündung umindekt theoretisch gelöst zu haben. Allerdings wäre es verfehlt, die von ihm erzeugten Strahlen „Todesstrahlen“ zu nennen — die Bezeichnung „Antiriesstrahlen“ wäre weit zurecht, denn solange die Umleitung dieser Versuche einmal in die Praxis, so wäre der Krieg in seiner bisherigen Form, unter hauptsächlich Verwendung von Patronen und Granaten, Bomben und Minen eine Unmöglichkeit, — falls nicht rechtzeitig ein wirksames Gegenmittel erfunden wird!

Kurt Schimkus ist begabter Dichtwerk, am Anfang der Dreißig, Chemiker und Spezialist für das Problem der sogenannten „chemischen Reaktionen“.

Die Eigenschaften der „Chemiestralen“

Es ist seit langem bekannt, daß bei Reaktionen bestimmter chemischer Substanzen Strahlen entstehen, die entweder als Lichtstrahlen oder als unsichtbare kurze Wellen in Erscheinung treten. Um Strahlen der letzteren Art handelt es sich bei Schimkus Ver-

suchen; da er keine Methode bisher noch nicht zum Patent anzu-melden hat, will er die Substanzen, mit denen er seine Reaktionen herbeiführt, vorläufig nicht bekannt geben. Diese Strahlen — Schimkus nennt sie „Chemiestralen“ — haben die Eigenschaft, hochgradig empfindliche Sprengstoffe zur Explosion zu bringen. Unter derartigen Sprengstoffen versteht man Explosivstoffe, wie Dynamit und Traftit oder „Initiativsprengstoffe“, das heißt Zündstoffe, die in jeder Gewehrpatrone zu finden sind, wo sie durch ihre eigene Explosion die der Pulverladung herbeiführen.

Die Patrone im Kartoffelacker

Was das Abdrücken eines Gewehrhabnes bewirkt, das Durch-schlagen und somit Entzünden des Initiativsprengstoffes, bewirken die Chemiestralen auf drabliem Weg. Der Sender besteht in der Hauptache aus einer Röhre aus diesem Glas, welche die zur Reaktion nötigen Substanzen enthält. Eine kleine Dynamomachine liefert den zum Zustandekommen der Reaktion nötigen Strom. Im gleichen Moment, in dem sie eingeschaltet wird, sendet die Röhre ihre Strahlen aus, die bis zu einer Entfernung von 80 Metern Patronen und andere Sprengkörper zur Entzündung bringen. Schimkus vertritt zur Demonstration seines Experimentes eine Patrone im Kartoffelacker, der ein einfaches Laboratoriumshäuschen in Lindenberg umgibt, und führt dem Besucher die drabli-lose Entzündung mit einer Selbstverständlichkeit vor, wie etwa die Bedienung eines Telefonapparates.

Verfärbung!

Die Fernzündung auf 80 Meter Distanz soll nach den Angaben des jungen Chemikers nur ein Anfang sein. Demnachst hofft er, dieselbe Wirkung auf Entfernungen bis zu 160 Metern erzielen zu können. Er läßt sich weitere Prognosen zu stellen, um später nicht enttäuscht zu müssen. Kein theoretisch hält er es für möglich, eine Entfernung von 2 Kilometern zu erreichen. Da damit die Entzündung abgeblieben sein wird, ist heute noch nicht abzusehen, was heute schon Bedeutung verdient, ist jedoch die Tatsache, daß diese Strahlen „lenkbar“ sind; sie verbreiten sich nicht radial, sondern in Form eines Kegels von Sender aus, so daß die Gefahr, daß auch Zündstoffe hinter dem Sender zur Explosion kommen, ausgeschlossen ist.

Interessanten aus Amerika

Die Frage liegt nahe, ob schon irgendwelche Interessenten an den Erfinden heranzutreten sind, um die Auswertung dieser Methoden der Fernzündung zu übernehmen. Dies ist auch der Fall; allerdings sind diese keine politischen Gruppen des In- und Auslandes, sondern wirtschaftliche Interessenten, insbesondere aus Amerika. Schimkus erklärte uns mit großer Bestimmtheit, er werde die Verwertung seiner Erfindung nur dann aus der Hand geben, wenn er die sichere Gewähr erhält, daß damit kein Schaden für Deutschland und die Welt entsteht. Das Reichswaterministerium scheint von verschiedenen Seiten auf die Schimkussche Fernzündung aufmerksam gemacht worden zu sein. Es gab daraufhin eine Erklärung heraus, die bespricht, daß das Ministerium über die Verwertung dieser Erfindung seit langem im Klaren ist, obwohl schon dies von einer Reihe von Seiten herangezogen worden ist. Die Gründe dafür seien vor allem die Bestimmungen des Verlaßlicher Friedensvertrages, nach dem die Fernzündung unter die verbotenen Waffen falle.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

41 Nachdruck verboten Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Und die Ulmenhöferin wehrte bestia ab und setzte sich in die Gemüternische.

„Bleibt nur, Wase, bleib!“
„Seld ihr ara krank? Im Kopf?“

Mitleidig erforischend kamen die Fragen heraus.
„Mit mir is 's ganz vorbei, Wase.“
Das klang serbrochen, ara, arg böje.

„O, die Ulmenhöferin!“
Ungeklärt und verlegen sagte das Lud's Mutter. Sie wußte ja auch gar nicht, was der seltsame Besuch bedeuten sollte. Die Ulmenhöferin bei ihr, die Waserin des größten Anwesens in Wallen. Ihre Gedanken und Worte waren zögernd und erstarrt wie sonst nie.

Draußen sang der Wind und schlug die Äste der Zweifelhämbchen an die Wand, daß es unaufhörlich raschelte.

„D'r Lud is noch uf der Mondberger Kirmes?“
„Ja, Morga auch noch.“

Dann haben sie wieder eine Weile eingehüllt in Dämmerung und Stille.

„Ihr habt wohl arge Kopfschmerze? Wie is mit 'm Bauch? Ich will doch 'mal Licht mache.“

„Kohst das, Wase. Er hat mer den Kopf usgeschlage. Ja, er! Den kennt keiner im Dorf, den Dudmäuser un Schinner.“

Tief bekümmert kam ein „So?“ hinter dem Boden des Spinnrades hervor.

„Ich weiß net mehr ei un aus. Ich find mich net mehr zurecht. An der Kerl, der Sages, der, der —“

Während war sie nach der Türe hinausgesprungen.
„Ich erschlag 'n noch.“

„Aber, Ulmenhöferin, um Gotteswillen, was is dann mit euch? Wann 's ia net geht, dann laßt euch doch scheide.“

„Scheide? — Unfinn!“

Die Waserin wandte sich nun wieder mit hastigen Schritten der Alten zu.

„Er hat mich in der Hand. Er weiß was. — A, wann der

was von Scheidung höre tät, er drückt mir die Gurgel zu. Wase, Wase, so is er. Um mich hab ich gar lei Angst net; aber vor ihm. Ich glaub, ich muß 'n — muß 'n — oder er schlägt mich tot. Das tut er noch.“

„Ihr macht euch das Lebe unnötig schwer. Was soll mer von der Sach nur denke? Rei Rot im Daus, der Mann Kirchdeitester un im Gemeinderat un ei Hofakt wie ei Paradies un ei Gedanke?“

Die Ulmenhöferin mußte an Wohnverhältnisse leiden. Der mühte man Blutegel sehen, Ameisen in Wasser fochen und eingeben? War das noch die seltsame Bäuerin? Der Hof hat den Stolz zertrüffelt. Den Kopf läßt sie auch schon ein wenig hängen, und ihr Schicksal hängt an, ihr Gesicht zu zerfliegen und hat schon um die Mundwinkel und an den Schläfen tiefe Linien angelegt.

Die Wase denkt, zett sieht sie aus wie ein armeliges Walschweib, das um den Tagelohn hettelt. Am Ende war die gar nicht so stolz; wie sie ausah? Das Geld kann einen Menschen zwar stolz machen; aber das ist dann ein falscher Stolz. Der wahre Stolz wohnt im Blut und läßt sich nicht bücken. Der Lud hat ihn.

Man sieht es der Ulmenhöferin an den Augen an, daß sie dabei nichts mehr zu saen hat. Ich hab nie in einem Rosenbett gelegen, geht es der Wase durch den Sinn, aber so zerdrückt bin ich auch nicht worden.

Ein tiefes Mitleid stieg in ihr auf; aber sie wußte auch keinen Rat.

„O, ich weiß was! Ich weiß was!“

Mit raschen Schritten ging die Bäuerin auf die Steffenwase zu, indem sie diese Worte geheimnisvoll ausstieß.

„Steffenwase, das Hofakt kann ich net fresse, das Hofakt macht mer mei Herz net weich, das Hofakt, Gott verzeih mer die Sünd, soll der Deibel hole mitfamt dem Bauer.“

„Was soll ich dann bei der Sach?“

Die Ulmenhöferin schlug die Hände zusammen.

„Sag?“

Zählings brach sie ab und holte tief Atem. Dann sagte sie die Hände über die Stirn, als ob sie heftige Schmerzen serdrücken wollte.

„Ich hab doch dem Lud die Heirat versproche, wenn 't bei mir blieb über 'n Tod vom erste Bauer naus? Un in der Nacht, als der Hof gebrannt hat, hat ich 'n bei mir. Gott, noch lei zehn Minute, da schrie 's schon: Feuer. Un ihr wußt ja, er is gefehte worbe, wie er in die Scheuer ging. Um mich zu isone, hat er alles auf sich genomme. — Bleibt nur sibe, Wase. — Den su friege, war schwer.“

Sie seufzte.
„Un 's ia auch nids.“

Die Kase sprang auf das Fensterbrett.
„Es klang, als ob sie meinte.“

„Ja, das war schwer; denn er is net so, wie 'z von auße sieht, lang net. Un dann die Umstände! Die swei Brider ware alle in der Stüb, meiner lag im Bett im Hieber, der Bruder sah davon, das Was, der Schubial, un dann hat 's gebrannt, un in der Aufregung is mei erster gestorbe.“

Sie seufzte sich erschöpft.

„Das mei Lud ungeschällig war, hab ich alle Tag mit meine Augen hell vor mir gefehte. Vom Umhof hat er aber nie 'was gesprochen, von Heirate un Bauer werde. Das träumt ihr dazu?“

Die Alte sagte das alles mit leiser Stimme und sehr nachdenklich.

„Wase, das hab ich 'n nachher noch alle Tag gesagt, wann d' wiederkommst, soll der Ulmenhof mit allem, was drauf un dran is, dir geböre. Un dazu hab ich auch gehört, O Gott, wie is das anwerst komme.“

Lud's Mutter schwieg. Die Ulmenhöferin muß verrückt sein. Eigerlich. Wie könnte sie sonst so vom Ulmenhof un ihrem Mann sprechen, so ungerne Dinge von Lud in die Welt sechen.

„Da müße mer nu mal seche, was der Kopf eigentlich macht.“

Über mit unerbittlichen Worten fiel ihr die andere in die Rede.

„Da is nids zu seche wie ein Loch, was mer mei Mann mit dem Stochelste in die Stirn gebau hat, weil he gehört hatt, daß euer Lud uf 'm Hof gewese war un mit m'r gesprochen hat. Aber wart nur! Müßt ihr, wann ich so das Gelbe in seine Augen seufzte seh, dann denkt ich, gleich kommt auch die Rattterzung eraus un schißt. Was sei Bruder lo am Stolz un Forsche nach auße war, das is lei 'm Bruder gittig nach inne geschlage. Ich sein ich! Wie ich das recht spreche soll, fällt mer im Ungleich net ei. Der erste war ja auch fallig geue mich; aber nur wege den Weibseult. — Der aber?“

„Ter? Das is nur ei Giftklumpe!“

Wieder hielt sie inne. Die Frau muß doch schwer leiden, denkt die Wase. Sie weiß aber nichts von dem Leben auf dem Ulmenhof. Der Bauer machte gute Ernten, hatte die schönsten Verbe, lieferte die meiste Milch in die Molkerei und war angefehte. Was sie ihm heimlich nachgahen, daß er das Strohgeböl habe fallen lassen, das war gewiß eine von den Wallener Leichtfertigkeiten. Sie schüttelte bedenklich den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)